



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1939

8 (1939)

Caritasblüten

Nr. 8

August

1939



Mariä Himmelfahrt

Wer ist sie,
Die aufsteigt wie das Morgenrot?
Schöner als des Mondes Licht,
Strahlend wie der Sonne Glanz,
Der durch alle Wolken bricht?

Du bist's, Mutter unseres Herrn,
Du, der lichte Morgenstern!

Vater, Sohn und Gottes Geist
Harren Dein am Himmelsthron,
Und der ganze Himmel preist
Dich und Jesus, Deinen Sohn!
Nun bist Du mit Ihm vereint,
Nichts kann Dich von Ihm noch tren-
nen, Wer kann Deine Seligkeit [nen,
Mit dem wahren Namen nennen?

Du in Gott, und Gott in Dir –
Namenlose Herzenswonne –
Ganz versenkt in Gottes Tiefe
Eingetaucht in Gottes Sonne
Bist in Deiner Heimat Du,
In der Gottheit ganz geborgen –
Unaufhörlich, grenzenlos –
Ohne Leiden, ohne Sorgen!

Blick, o Himmelskönigin,
Mild auf uns, ins Tal der Tränen!
Sei uns Mutter, Mittlerin,
Stille unser heißes Sehnen!
Fleh' zu Jesus, Deinem Sohn,
Daß Er gnädig uns verschon'!
O Clemens, o Pia,
O Dulcis Virgo Maria! M. B.

Die Bewohner und das Land der Goldküste West-Afrikas

Man vermutet, daß der Name „Afrika“ von einem punischen Wort, das dieselbe Bedeutung wie unser deutsches Wort „Kornähre“ hat, hergeleitet ist. Bei den alten Völkern war es nach der damaligen Auffassung eine der drei großen Erdmassen, aus welchen die Erde bestand. Der westliche Teil dieses Landes umgrenzt den ganzen Golf von Guinea und erstreckt sich südlich bis zum Flußbett des Niger. Die alte Hauptstadt war Zeune, hieraus entstand später der Name: Guinea. Das englische Geldstück Guinee (= 21 Schilling) wurde so genannt, weil die ersten Stücke dieser Art aus dem Golde dieses Landes angefertigt wurden. Ja, das Land ist in der That sehr reich an Gold und erhielt daher den bedeutenden Namen: die Goldküste.

Nun ein wenig über seine Bewohner:

Viele Negerstämme, die sich jetzt hier angesiedelt haben, bewohnten früher das Innere des Kontinents, wurden aber nach und nach von den mächtigen Araberstämmen immer mehr zum Westen verdrängt.

Der Familienname diente gleichzeitig als Erkennungszeichen. Wir finden da: Agnonna = Büffel; Essonna = Wildkaze; Tschweedam = Panther usw. Diese Namen sind besonders jenen Familien eigen, die von der Jagd lebten, während die Bezeichnungen: Kornstengel, Wegerich usw. solchen Familien beigelegt wurden, die mit dem Ackerbau begannen. Die Rote-Erde-Familie begann als erste mit dem Bau von Häusern und festen Wohnungen. Der Name Palmöl weist auf den Beginn des Handels in diesem Artikel hin.

Ferner finden wir in vielen Teilen des Landes, daß die Kinder ihren Namen entsprechend dem Tag, an dem sie geboren sind, erhielten, z. B. Montagsknabe, Dienstagsmädchen usw., oder auch Erstknabe, Zweitmädchen.

Die Nahrung der Eingeborenen bestand aus geriebenem Korn und einem Gemisch von gekochter Brotwurzel und von Wegerich, welches mit einigen Tropfen Palmöl übergossen wurde. Das letztere konnte auch durch gekochte Kräuter oder Pfeffer ersetzt werden. Als Zulage wurde ein starkriechender Fisch beigelegt. Im Inland gebrauchte man an Stelle des Fisches Fleisch.

Das Volk war und ist auch heute noch sehr abergläubisch, und kein Distrikt der Goldküste ist ohne seine eigene Gottheit. Man vermutet, daß diese falschen Götter hauptsächlich Tiere, Wälder, Berge, Flüsse und Bäume bewohnen. Jede Familie hat ihren eigenen Hausgott, der ihr von einem Götzpriester gegeben wird, aus einer groben Holzfigur besteht und einen Menschen

oder ein Tier in außergewöhnlicher Form und Größe darstellt. Er wird im Hause aufbewahrt und an allen hohen Festtagen bringen ihm die gutgesinnten Hausbewohner Gaben und Trinkopfer dar. Die Furcht, die aus diesem Aberglauben erwächst, ist so groß, daß sie die Eingeborenen selbst vor Unternehmungen zurückhält, die einen großen Gewinn in Aussicht stellen. Ein Seil, das über den Weg gespannt ist, oder ein Ast, der den Zugang verweigert, genügt, um ein bereits begonnenes Werk aufzugeben oder ein Vorhaben aufzuschieben, so sehr fürchtet man



Unsere gute alte Schwester M. Pacifla, eine abgearbeitete Missionarin
(Photo: Archiv)

die vermeintlichen Gottheiten. Das Bollwerk dieses Aberglaubens sind die „Fetisch-Priester“. Bei ihnen sucht das Volk Hilfe und Rat bei jeder Gelegenheit. Wenn sie eine Reise unternehmen, Handel oder Krieg führen wollen, oder wenn ihnen etwas Gutes oder Böses bevorsteht, befragen sie erst die Priester, und ihren Entscheidungen unterwerfen sie sich in restlosem Vertrauen. Glücklicherweise verschwindet dieser Betrug mehr und mehr aus dem Volke. Es werden jetzt Schulen gebaut, die Eingeborenen erziehen und sonst viel Gutes gewirkt.

Ein besonders bekannter „Fetisch-Priester“ war Atiwa Naw. Er lebte in den Bergen und Schluchten und verstand es meisterhaft, durch seine Schlaueit und List die Leute zu betrügen. Sein Gifthauch, so erzählen die Zeitgenossen, war stark genug, um

alle zu töten, die sich irgendwie zum Christentum bekannten. Da — plötzlich kam eine Wendung. Ein Aufstand wurde herbeigeführt, eine Falle gestellt, und Atiwa Naw gefangen genommen. Er sollte nach Accra abgeführt werden; er weigerte sich jedoch zu gehen, es sei denn, daß christliche Eingeborene ihn zum Schutz gegen seine früheren Anhänger begleiten würden. Letztere wüteten nicht wenig, als sie sich betrogen sahen, denn sie hatten in Atiwa Naw an einen Geist und keinen Menschen geglaubt. Er versprach dem Volke, zurückzukehren, was aber niemals geschah.



Landschaftsbild am Kongo (Photo: Archiv)

Die Bewohner der Küstenstädte leben vom Fischfang und beschäftigen sich mit dem Bau von kleinen Booten. Mittels dieser segeln sie in die offene See hinaus, und zwar mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Je nach der Größe trägt ein solches Boot 15 Personen, die an den Seiten Platz nehmen und sich der Führung eines erfahrenen Steuermannes anvertrauen.

Schon seit frühesten Zeiten finden wir im Küstengebiet große Reisplantagen. Man versandte Reis in alle Küstenstädte. Heute beschäftigen sich die Bewohner hauptsächlich mit dem Anbau von Yamswurzel, Getreide, Bananen und der Gewinnung von Palmöl. Interessant ist die Art des Transportes. Der Eingeborene ist fähig, eine Last von 40 bis 60 Pfund auf dem Kopfe zu tragen, und zwar 15 Meilen weit in einem Tage.

Mit großer Geschicklichkeit stellen die schwarzen Hände hölzerne oder irdene Trinkgefäße her, flechten Strohmatte und verarbeiten alle dort bekannten Metalle zu Waffen und Schmuck-

gegenständen. Das wertvolle Elfenbein ermöglicht geschickte Schnizarbeiten.

Die Art und Weise, wie diese Völker ihre Stoffe herstellen, ist eine sehr primitive. Hände und Füße haben dabei ihren vollen Dienst zu leisten; die Zehen müssen die gespannten Fäden festhalten und die Hände die Spindel führen. Wenn auch der so gewebte Streifen nur 4—6 Zentimeter breit ist, so erzielen sie doch eine gute Qualität, besonders beliebt wegen der bunten Farben.



Neue Kathedrale von Port-Saïd (Photo: Archiv)

Das Garn wird entweder von England eingeführt, oder man verwendet dazu die selbstgezogene Baumwolle.

Die Küste ist, wie ihr Name andeutet, reich an Gold; es ist jedoch schwer zu sagen, wer der glückliche Entdecker dieses Goldreichtums war. Schon die alten Karthagenen erhielten ihr Gold von diesem Teil des Kontinents, wie Herodotus berichtet. Es wurde mittels der Karawanen, die die Wüste durchquerten, befördert. Ebenso häufig benützte man aber auch den Seeweg. Die Waren wurden ausgetauscht. Die Karthager brachten Waffen und sonstiges Handwerkszeug und breiteten dies an der Küste aus. Dann kehrten sie aufs Schiff zurück. Bald stieg ein mächtiger Dampf auf, der die Schwarzen zur Küste rief. Diese legten dann soviel Gold zu den Waren, als sie die Sachen für

wert hielten, und flüchteten scheu in den Wald zurück. Fanden die Karthager, daß sie genug Gold hatten, so nahmen sie es mit und fuhren weiter. Waren sie aber nicht zufrieden, so warteten sie auf dem Schiff solange, bis die braunen Hände noch mehr Gold hinzugelegt hatten. So wurde trotz des großen Mißtrauens der Neger und der kulturellen Überlegenheit der Karthager immer ein ehrliches Handelsgeschäft abgeschlossen.

Man fand damals zwei Arten von Gold: Staubgold und Gebirgs-gold. Das erstere war fein wie Mehl, während das andere in Quantität wie Qualität sehr verschieden war, manchmal dick wie ein Stecknadelkopf, manchmal in Größe von 20 bis 30 Guineas.

Obwohl das Land sehr reich ist und dort viel Metall gefunden wird, so ist es doch wenig kultiviert. Das Volk ist träge und mit wenigem zufrieden.

Doch bemühen sich die Missionare und Missions-schwester-n sehr um die Erziehung dieser Negerstämme und werden von der Regierung dabei fördernd unterstützt. So hoffen wir zuversicht-lich, daß hier mit dem Einzug des Reiches Christi Land und Volk auch kulturell gehoben wird. E.

3

Christi Durst

So viel Quellen als da rinnen
Vom Gebirg', das Meer gewinnen,
So viel Wogen als da schwanken
Innerhalb der Erde Schranken,
So viel Nebel als sich heben,
So viel Wolken als da schweben,
So viel Tröpflein als da hangen,
Zitternd nach dem Grund verlangen,
Tau des Himmels, Saft der Erde,
Alles, alles schuf Mein „Werde!“
Doch vor Meines Hauptes Neigen,
Als ich hing in Qual und Schweigen,
Dörrete Mir die Jung' im Munde,
Gaum' und Lippen samt dem Schlunde
Dörreten Mir vor Durstes Grimm,
Daß ich rief mit heiserer Stimm', -
Erstes Klagwort Meiner Schmerzen
An der Menschheit Felsenherzen -
Rief: „Mich dürstet!“
Bei dem Schalle
Habt ihr Mich getränkt mit Galle!

E. v. Ringseis.

Heidnischer Aberglaube

Von J. E. C. M. M., Süd-Afrika

An irgend etwas muß der Mensch immer glauben, und wenn der Verstand nicht hinreicht, an die ewigen Wahrheiten der heiligen Religion zu glauben, so muß irgendein Aberglaube dafür herhalten. Entweder ist dann das Licht des wahren Glaubens noch nicht im Menschenherzen aufgegangen, wie bei unsern Heiden im dunklen Erdteil, oder, was noch beklagenswerter ist, haben sittliche Schuld oder Vorurteile dasselbe verdrängt, wie es bei unsern modernen Heiden der Fall ist. Manchmal spielt der Aberglaube solch lächerliche Rollen, daß ein denkender Mensch sich lustig machen könnte, wären die Umstände nicht so tragisch. So erlebte ich neulich einen Fall. Ich ging in einem Geschäft statt um eine mir im Weg stehende Leiter herum, darunter her. Eine Dame, die gerne als geistreich galt, hielt mich am Arme fest, um mich zurückzuhalten. Sie erklärte: „Herr Vater, gehen Sie nicht unter der Leiter durch, das bedeutet ein großes Unglück für Sie!“ Als Antwort ging ich dreimal unter der Leiter hin und her, denn dadurch besiegt man am wirksamsten die Anhänger so unsinnigen Aberglaubens.

Bei unsern Schwarzen muß man schon Mitleid haben, wenn man bei ihnen auf Aberglauben stößt, denn ihnen hat ja noch niemand das Licht des heiligen Glaubens gezeigt.

Vor einigen Wochen war ich auf einem Missionsritt. Es war in einer ganz abgelegenen Gegend. Ich besuchte eine halbweiße, katholische Familie. Hier machte ich meine Station, um dann von hier aus den Heidenstämmen der umliegenden Kraale die frohe Botschaft des Evangeliums zu künden. So saß ich an einem dieser Tage gerade beim Mittagmahl, als ein Neger in wildem Lauf auf mich zukam und um Hilfe rief. Einer seiner Kameraden badete im nahen Fluß und war plötzlich untergefunken. Ich ging natürlich gleich mit noch mehreren Helfern zur Unglücksstelle. Ich muß gestehen, es war nicht allein Hilfsbereitschaft, was mich trieb, ich wollte auch gerne erfahren, was der Schwarze in solch einem Falle tut. Als wir ankamen, waren schon sicherlich 20 Mann am Plage versammelt und außerdem standen noch ungefähr 50—60 Ochsen und Kühe am Ufer. Letzteren Umstand konnte ich nun gar nicht verstehen. Ich war gerade im Begriffe, einen der Umstehenden zu fragen, was all die Tiere hier zu bedeuten hätten, als etwas anderes meine Aufmerksamkeit ablenkte. Eine Zauberin kam auf einem Pferde heran, entkleidete sich, nahm einen der Ochsen bei den Hörnern, und unter Geschrei und Tanzen vor der ganzen Versammlung ging die Zauberin mit dem Tier in das Wasser. Doch dem Ochsen gefiel dies gar nicht, mit einem Satz war er wieder auf dem trockenen Land, rannte ins Feld und suchte sich eine

passende Futterstelle. So war die Zauberin allein im Wasser. Sie ließ sich aber nicht irre machen. Unter viel Geschrei und Untertauchen sagte sie ihre „Gebete“ her. Nach einigem Bitten um Auskunft erklärte mir einer der Heiden, folgendes: „Im Wasser ist eine große Schlange oder der Geist einer unserer Vorfahren. Dieser ist nun hungrig und hat sich ein Opfer geholt. Bieten wir ihm nun ein anderes Opfer an, so wird er den Ertrunkenen wieder freigeben und mit dem Ochsen zufrieden sein. Denn der Mann lebt noch, er stirbt erst diesen Abend.“ Lachen durfte ich natürlich nicht, sonst hätte ich den Neger wild gemacht und die ganze Gesellschaft gegen mich gehabt. Ich versuchte aber doch, ihm zu erklären, daß ein Mensch auch ertrinken kann, ohne von einer Schlange oder einem Geist ins nasse Grab gezogen zu werden. Doch dies konnte er weder begreifen noch glauben. Es gibt eben für den Schwarzen keine Krankheit oder gar Todesfall aus rein natürlichen Gründen. Wird einer krank oder stirbt jemand, so muß es immer ein böser Geist oder ein böser Mensch sein, der dieses Schicksal hervorgerufen hat.

Das Spiel am Ufer nahm seinen Fortgang. Man versuchte nun andere Ochsen ins Wasser zu treiben. Einige fühlten sich ganz wohl im Wasser und kühlten sich, während anderen wieder die Sache nicht geheuer schien und sie auf und davon rannten. Trotz all dem heidnischen Zauberspiel gab das Wasser sein Opfer nicht mehr zurück. Als die Zauberin auch einsah, daß ihre Macht hier erfolglos blieb, kam sie wieder ans Land.

Die ganze Versammlung hielt bis zum späten Abend am Ufer aus, beobachtete jeden Wellenschlag und jede Bewegung des Wassers. Sie hofften immer noch, daß der Wassergeist sich zeige, aber vergebens.

Am nächsten Morgen begann der zweite Akt. Die Burschen und Männer kamen, zogen sich aus und peitschten mit langen Stecken das Wasser, so den Wassergeist strafend. Darnach wurde ein Ochse geschlachtet als ein Opfer. Die Geister wurden befragt, wer der böse Mensch sei, der diesem Burschen den Tod gewünscht habe. Die Antwort war gegen eine alte Heidin, die einsam und allein unweit des Flusses in einer elenden Hütte wohnte. — Zum Glück hatte die Polizei dieses törichte Spiel erfahren. So entging die arme Alte der rächenden Hand. Aber wer weiß, ob nicht doch eines Tages die Frau ein unschuldiges Opfer des Aberglaubens wird und ihr Leben lassen muß.

Der Heide ist ein wirklich bedauernswerter Sklave seines Aberglaubens.

5

Wie wir unsere Isola erhalten haben Aus der Kongo-Chronik

Von Schw. M. Arnoldine †

Kommt da eines Tages eine wohl 18jährige Sklavin uns zugelaufen, die geflohen war, um bei uns zu bleiben. Sie erzählte, daß sie aus ihrem Dorf geraubt und als Sklavin verkauft worden war nach Janeko, einige Stunden von hier. Aber nach einigen Tagen kam der Häuptling selbst, ein sehr wild aussehender Mann, der zum Zeichen seiner Würde ein langes Schlachtmesser trug, und seine Sklavin zurückforderte. Ehe wir es verhindern konnten, hatte er sie entdeckt, und da sie ihm ins Gebüsch entfliehen wollte, verfolgte er sie und hatte sie auch bald gefaßt, um sie wie ein Stück Vieh hinter sich herzuziehen. Das konnte man doch nicht ansehen, und ich sagte zu dem Wüstling, um ihn für einige Augenblicke zu entfernen, ganz ruhig: „Bringe mir erst eine Bescheinigung vom Pater Prior, dann kannst du die Sklavin mitnehmen, aber nicht eher.“ Der Mann ging und ließ die Sklavin unter Bewachung eines andern Häuptlings zurück. Aber dieser ließ es zum Glück an der nötigen Achtsamkeit fehlen, und unsere Isola war auf einmal verschwunden. Nach einigen Minuten war der Häuptling wieder da. Er hatte dem Missionar vorgelogen, die Isola sei keine Sklavin, sondern die Frau eines seiner Arbeiter und müsse helfen Chikwange machen. Daher schrieb Pater Prior, es sei gefährlich, dem Häuptling geradezu entgegenzutreten, er würde sich sonst weigern, uns die Chikwange zu liefern, die Nahrung für unsere Kinder. Ich sagte ihm also: „Nimm sie mit!“ — Aber wo war sie? Jedenfalls in einem guten Versteck, ich wußte es selbst nicht.

Der andere Häuptling blickte verwundert auf, da er meinte, das Mädchen sitze noch mit den andern Kindern neben ihm. Nun aber dieser Ärger! — Ich bot dem Mann ganz höflich an, unsere Häuser ruhig zu durchsuchen, was er aber nicht annahm, sondern wütend abzog. Wir dachten wohl, daß er nochmals wiederkommen werde. Gerade um diese Zeit starb ein anderer Häuptling und er mußte mehrere Wochen (gewöhnlich drei Wochen) Trauer halten und Klagelieder singen. Er konnte also selbst nicht kommen, schickte aber nach acht Tagen drei andere Männer, sie zu holen. Unglücklicherweise entdeckten sie dieselbe beim Unkrautjäten, und nun ging die Verfolgung an. Isola floh in den Urwald und die drei hinter ihr her. Aber obgleich sie nur einige Schritte hinter ihr waren, gelang es ihr, ins meterhohe Gras zu springen und wie ein Häschen sich zu ducken. Die drei Jagdhunde flogen weiter und kamen ohne sie zurück. Wir hatten voller Angst zur Mutter Gottes gefleht und versprochen, ihr bei der Laufe den Namen Maria zu geben. Anderntags erst kam Isola aus ihrem Versteck und bat so flehend,

sie doch zu behalten, es sei alles gelogen, sie sei keine Frau, sondern Sklavin, so daß wir beschlossen, koste es, was es wolle, sie hierzubehalten.

Sie bekam eine wundertätige Medaille um den Hals, damit Maria sie beschütze. Aber zum dritten Male hatten ihre Verfolger sie aufgespürt und auf einmal riefen unsere Kinder: „Mama (Schwester), da führen sie unsere Isola weg!“ Ich rief einige starke Mädchen und Arbeiter herbei: „Schnell nach! Wer sie zurückbringt, bekommt etwas.“ Ich schrieb schnell ein Briefchen an Vater Prior, was ich anfangen sollte. Aber bis dieser



Schulmädchen beim Reigen in Samania (Photo: Archiv)

kam, hatten unsere Helden die Männer umringt, mitten im Wald und noch dazu im Wasser. Die Schwarzen mußten sie loslassen, da unser Vater Prior, der nicht mit sich spaßen ließ, auch noch herbeigelaufen war, um zu sehen, welchen Ausgang die Sache nehme. Im Triumphzug kamen die Kinder mit der armen Verfolgten zurück. Unser Vater Prior hatte schon wiederholt den Vorschlag gemacht, Isola abzukaufen, aber der Häuptling wollte nicht. Jetzt, bei seiner dritten Niederlage, überließ er sie uns für 1000 Mitakos = 25 Mk. und etwas Stoff.

Nun ist unsere Isola frei und wird hoffentlich eine brave Christin. Solche Stückchen haben wir schon öfters erlebt, aber nie war der Häuptling so eigensinnig, daß er seine Sklavin gar nicht verkaufen wollte, wie dieser.

5

Heimgefunden

Schon fliegt das letzte Sonnengold,
Die Dämmerung bricht herein,
Und müde lenkt den Schritt nach Haus
Der Wanderer, staubbedeckt.

S war im Januar, an einem der heißesten Tage im afrikanischen Hochsommer. Die Sonne glühte und warf ihre sengenden Strahlen auf eine einsame Karawane, aus fünf Männern bestehend, die sich langsam durch den Urwald voranbewegte. Vier derselben trugen auf einer primitiven Bahre einen schwerkranken, jungen Mann. Bei jeder Bewegung der Männer seufzte und stöhnte der Kranke und rang nach Atem. Zwischenhinein konnte man ab und zu einzelne, abgerissene Worte hören, wie: Mariannahill, heim, Vater, Mutter."

Auf der Bahnstation Mariannahill, eine Stunde von der süd-afrikanischen Missionszentrale Mariannahill entfernt, wurde der Kranke von mitreisenden Eingeborenen schonungslos aus dem Zug gesetzt und blieb dort seinem Schicksal und guten Menschen überlassen. Einer der vier Träger, der ein gläubiger Christ war, fand ihn neben dem Bahngeleise ganz erschöpft und seufzend und stöhnend. Der gute Mann sah sofort, daß dem Armen, nur noch wenige Stunden zum Leben beschieden waren. Und da er von dem Kranken nichts herausbringen konnte, als „Mariannahill“, „Heim“, „Baba“ (Vater), so entschloß er sich, ihn nach Mariannahill zu den guten Schwestern ins Hospital zu bringen. Bald fand er drei gutmütige Männer, die ihm halfen, sein Vorhaben auszuführen.

Als sie im Krankenhause anlangten, erkannte die erfahrene Krankenschwester sofort, daß sie einen Sterbenden vor sich hatte. Der Arzt war gerade abwesend. Schnell wurde der hochwürdige Herr Vater Missionar benachrichtigt, der auch in wenigen Minuten zur Stelle war. Welches Wiedersehen...!! Er erkannte den an Leib und Seele gebrochenen, jungen Mann als eines seiner früheren Schäflein. Es war die Heimkehr eines verlorenen Sohnes! „Franz!“, so rief der gute Priester, „so muß ich dich wiederfinden!“

Als elternlose Waise wurde Franz von Jugend auf in Mariannahill erzogen. Da er sehr begabt und auch sonst ein gutmütiger Junge war, so gab er große Hoffnungen für die Zukunft. Doch auch ihm erging es wie so vielen seiner schwarzen Mitbrüder. Als er erwachsen war, zog es ihn fort in die große, weite Welt, wo er hoffte, ein größeres Glück zu finden als auf einer Missionsstation. Mit schwerem Herzen ließ ihn der hochwürdige Vater Missionar ziehen. Er kannte nur zu gut die Klippen und Gefahren in den großen Städten, woran schon so

viele Seelen zugrunde gingen. Aber was konnte er tun? Die Jugend baut so große Luftschlösser, die nachher wie Kartenhäuser zusammenfallen. Sie hört nicht auf die weisen Ermahnungen eines erfahrenen und greisen Priesters. Jedoch beim Abschied legte er Franz ans Herz, ihm eines zu versprechen, nämlich täglich „ein Ave Maria“ zu beten in seiner Meinung. Wie viele andere gute Vorsätze machte unser Franz bei seinem Weggange!

Er kam in die Goldminenstadt Johannesburg. Wie bald hatte er seine guten, gefassten Vorsätze über Bord geworfen. Das ungewohnte Leben und Treiben der Großstadt sowie schlechte Kameraden zogen ihn hinein in den Strudel, der zum Abgrund führt. Er versagte sich nichts und warf sich von einem Vergnügen in das andere. Von Tag zu Tag sank er tiefer. Das Laster zerstörte nicht nur seine Seele, sondern fing auch an, seine Lebenskräfte aufzuzehren. Bis dahin hatte er Freunde. Jedoch, nachdem er an Leib und Seele gebrochen und alle Verfügungsmittel verpraßt waren, verließen ihn dieselben. In einer verlassenen, elenden Hütte in einer schmutzigen, engen Gasse fand er Unterschlupf. Eine mitleidige Nachbarin brachte ihm täglich etwas Maisbrei, aber da sie selber arm war und täglich im Taglohn arbeitete, so vermochte sie nicht mehr für ihn zu tun.

Als Franz so verlassen und elend dalag, bemächtigte sich seiner das Heimweh nach der Mission. Seine dort so glücklich verlebte Jugendzeit zog an seinem Geiste vorüber. Er sah sich als unschuldiger Knabe in Mariannhill am Altare Messe dienen. Wie war er doch damals so glücklich. Das war vor vielen Jahren — — —. Und jetzt? Wie war doch alles so gekommen? Sein Leichtsinn, den er nicht bezähmte, seine schlechten Kameraden und das viele Geld, das er in der Goldmine verdiente, verführten ihn. Wie konnte er doch nur so blind sein. Wo waren nun seine Freunde?? Alle, alle hatten sie ihn verlassen. Was wird nun aus ihm werden? Er fühlte nur zu deutlich, wie seine Kräfte täglich schwanden. Er muß sterben. Sterben — — —! Ein Gruseln und Entsetzen überlief ihn. Wie kann er denn in diesem Sündenelend seinem ewigen Richter gegenübertreten?? Im Geiste sah er sich schon von wilden, bösen Geistern umringt, die ihn mit sich in die Tiefe reißen wollten. „Nein! nicht dahin!“ schrie er in wilder Verzweiflung. Da, auf einmal tauchten vor seinem Geiste die sanften Züge einer Missionschwester, Schw. M. Ignatia, die ihm Mutter und Beraterin in seiner selig verlebten Jugendzeit war, auf. Es kam ihm vor, als winkte sie ihm zu. „Komm heim, mein Kind, komm heim! Komm, zum Vaterhaus! Kehre zurück zu Deinem Gott. Mache Frieden mit deiner Seele und deinem Erlöser.“ Ein Entschluß begann lang-

sam in ihm zu reifen. Ja, heim, heim wollte er. Heim nach Mariannhill, zur Stätte des Friedens. Dort wollte er sich ausföhnen mit seinem Gott. Dort wollte er sterben.

Er raffte alle seine Kräfte zusammen und torkelte zur nächsten Bahnstation. Ein mitleidiger Europäer, der ihn todmüde auf dem Bahnsteige fand und dem er das Ziel seiner Reise und seine Sehnsucht mittheilte, kaufte ihm eine Fahrkarte bis Mariannhill und gab ihm auch noch eine Stärkung mit. — Das war sein Lebenslauf, den er in abgerissenen Sätzen seinem geistigen Vater, dem hochwürdigen Herrn Pater Cyprian, mitzuteilen hatte.

Aller Berge Gipfel ruhn in dunkler Nacht,
Aller Bäume Wipfel ruhn, kein Vöglein wacht;
Rauscht kein Blatt im Walde, überall ist Ruh,
Warte, Wanderer, balde, balde ruhst auch du!

Wie jubelte das Vaterherz des seeleneifrigen Priesters, als er seinen Schützling so reuig vor sich sah. Er hatte ihn ja in seiner frühesten Jugend getauft, ihm die ersten Lehren des Glaubens ins Herz geträufelt und ihn zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet. Und nun hat er den Weg heimgefunden und er durfte ihn zur Reise in die ewige Heimat vorbereiten. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege und weise Fügungen! Nachdem sein Schäflein verloren war, durfte er es gleich dem guten Hirten wieder zurück zur Hürde bringen.

Da wir gerade Schulferien hatten und wir junge Lehrerinnen während derselben unsere Kenntnisse in der Krankenpflege erweitern wollten, so boten wir uns zur Nachtwache an. Mir fiel gerade das Glück zu, in jener Nacht bei dem schwerkranken Franz die Nachtwache zu übernehmen. Nie und nimmer kann ich jene Nacht vergessen, obwohl schon mehr als zehn Jahre darüber verflossen sind. Ich hielt mich im Nebenzimmer auf, als der Priester beim Kranken weilte. Als letzterer aus dem Zimmer des Sterbenden trat, liefen ihm die Tränen freudiger Rührung über die Wangen. Mit bewegter Stimme sagte er zu mir: „Schwester, helfen Sie mir dem lieben Gott danken. Heute hat uns der liebe Herrgott Großes erwiesen!“ Während er dies sprach, zeigte er auf das Zimmer, in welchem Franz lag. Als ich dasselbe betrat, lag Franz friedlich schlummernd mit einem Lächeln auf den Lippen da. Nach einer Viertelstunde kam der Priester zurück und spendete ihm die letzte Ölung und reichte ihm die letzte heilige Kommunion hier auf Erden. Dies war um zehn Uhr. Um elf Uhr begann bereits der Todeskampf und um ein Uhr war Franz bereits daheim. In meinen Armen, unsern großen Rosenkranz fest um seine Hände geschlungen und das Kreuzchen in der Hand, schief er ruhig und friedlich ein, um hier auf Erden nie

wieder zu erwachen. Ich hatte nachher große Mühe, ihm unsern Rosenkranz und das Kreuz aus den Händen zu winden, so krampfhafte hielt er denselben fest.

Der hochwürdige Herr Vater Cyprian teilte uns nachher mit, daß ihm Franz unter anderem mitgeteilt habe, daß er sein Versprechen, das er ihm beim Abschiede vor Jahren gab, treu gehalten habe, nämlich täglich ein Ave Maria um eine selige Sterbestunde zu beten.

Die Mutter, sie verläßt uns nicht,
Bis unser Auge im Tode einst bricht.

Diese Treue und seine gute Kinder- und Jugendzeit wurden ihm belohnt. Nun war er daheim. Im Himmel ward große Freude über die Rückkehr des Verirrten.

Die erwähnte Schwester M. Ignatia war einige Monate vor seinem Tode an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde auf einem Missionsritte gestorben. Ob sie wohl oben ihrem ehemaligen Schüler und Schützling diesen seligen Heimgang bereitet hat?

Beten wir viel für unsere Jugend. Wie so manches gut erzogene, unschuldige Kind gerät durch falsche und schlechte Freunde auf Abwege. Urteilen wir milde, wenn wir andere im Laster sehen. Wir kennen ja nie die Umstände, die sie ins Elend hineingestoßen haben. Helfen wir ihnen heraus und sind wir gute Hirten und gute Hirtinnen. Wenn wir nichts für diese armen, verirrten Schäflein tun können, ein Mittel steht uns allen zur Verfügung, und das ist Gebet und Opfer.

Schw. M. Ewara C. P. S.

Missionsstation M. Ratschig, Süd-Afrika.



Herr, eine Gnade möcht ich mir erslehen
Als ganz ersehntes, allertiefstes Glück:
Lehr mich die Menschen kennen und verstehen,
Für ihre Nöten schärfe meinen Blick.
Laß mich erraten, laß mich warm empfinden
Das Leid, das eine Seele trägt;
Und laß mich stets ein Wort des Trostes finden,
Das lindernd sich auf ihre Wunden legt.
O laß mich deine Heilandströstung bringen
Zu allen, die in Nacht und Elend sind,
Und laß mich jede Finsternis durchdringen,
Daß ich für sie den Weg zum Himmel find'!"

p. J. G.



Allerlei aus der Mission

Ein Neger sah einmal, daß manche Europäer eine Brille aufsetzen, wenn sie etwas lesen wollen. Da er einmal Gelegenheit hatte, in die Stadt zu kommen, wollte er sich auch ein solches Instrument anschaffen. Er ging zu einem Optiker und verlangte eine Brille, um lesen zu können. Der Kaufmann setzte ihm eine auf die Nase. Unser Negerlein nahm ein Buch und sagte aber gleich: „Nein, diese Brille ist nicht gut!“ Es wurde nun eine andere gesucht. „Nein, die taugt auch nicht!“ Nun suchte der Optiker eine seiner besten Brillen, welche er im Vorrat hatte, aber auch damit konnte der Neger nicht lesen. Zögernd sagte der Verkäufer: „Aber vielleicht kannst du überhaupt nicht lesen!“ „Natürlich kann ich nicht lesen! Die Menschen, die lesen können, die brauchen ja keine Brille!“

Raupen-Kirmes

Pater P. B., Missionar in unserer Kongomission, erzählt uns folgendes Stückchen: „Heute habe ich einen Korb voll Raupen für meine Jungens gekauft, dicke, fette Raupen, die kosten mich 14 frs. Ich hatte 15 frs. gegeben, aber der Handel fiel gut aus. Der Capita hielt noch einen Franken übrig, und kaufte dafür einen großen, steinernen Topf.“

Die Raupen müssen gut in dickem, fettem Palmöl dünsten, und zwar in einem steinernen Topf, dann sind sie am schmackhaftesten. Ein wenig Salz und viel Pfeffer, das gehört zum Rezept. Spanischer Pfeffer haben meine Jungens vollauf im Schulgarten.

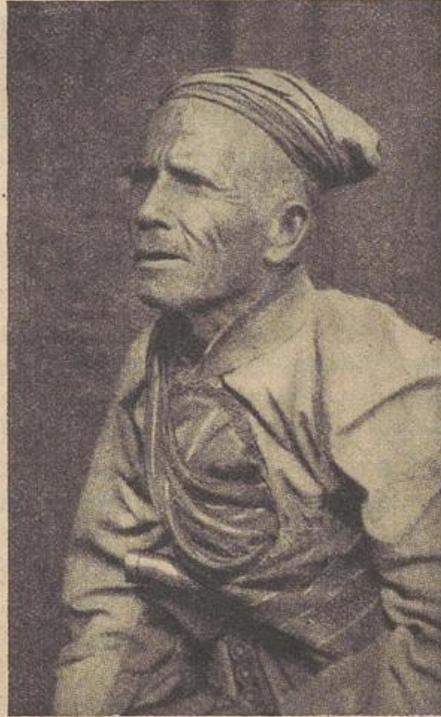
Die trockene Jahreszeit ist ja auch die Saison der „bètô“, der Raupen. Wie mit allem, was lebt und grün ist, hat man auch hier magere und fette Jahre. Dieses Jahr ist ein fettes Jahr.

Überfluß — alle Frauen ziehen weit in die Wälder hinein, um Raupen zu holen. Die Tierchen sind ja jetzt ausgewachsen, einen Finger lang und 1 Zentimeter dick. Mit Zehntausenden lassen sie sich von den hohen Bäumen herabfallen, um sich zu verpuppen. Das ist nun die Zeit, wo die Schwarzen dieses lebende „Manna“ sammeln. Unter den Raupenbäumen wimmelt es von diesem Ungeziefer, das für die Schwarzen aber kein Ungeziefer, sondern ein herrlicher Leckerbissen ist.

Ein Leckerbissen! Warum auch nicht? Die Tierchen leben ja ausschließlich von ganz reinen Palmblättern. Viele Krebsen leben vom Nas, und wir essen sie. In Frankreich züchtet man Hunderttausende von Schnecken, und sie werden als Leckerbissen gekauft und ausgeführt. Solche Speisen müssen natürlich gut gewürzt sein. Ich glaube aber, auch die „bètô“, die Rau-

pen, mit Zwiebeln und Petersilie zubereitet, würden noch besser schmecken.

Vorläufig werden sie noch nach altväterlicher Gewohnheit mit Pfeffer und Salz gewürzt. Die Köche tun ihre Pflicht. Der große, steinerne Topf und verschiedene kleine stehen am stillen Feuer und brodeln. Heute Abend ist Raupenkirmes! Raupen in dicker, gepfeffelter Ölsoße. Guten Appetit, meine Jungens!



Frau aus dem Batak-Stamm

Mann aus dem Batak-Stamm

Sumatra, Nied. Indien (Photo: Archiv)

Die todbringende Tsetsefliege

Sie ist eine der Plagen Afrikas. Sie vernichtet das Hornvieh vollständig; infolgedessen fehlt es den Menschen an Milch und Fleisch. Sodann überträgt sie auch auf die Menschen die Schlafkrankheit, die schon ganze Dörfer und Gegenden entvölkerte. Der Missionär P. Newman in Makere im Tanganyika-Territorium berichtet in einem an die Petrus-Claver-Sodalität adressierten Brief vom Oktober 1937 von den Maßnahmen, die die britische Regierung traf, um die Eingeborenen vor der schrecklichen Fliege zu schützen.

Wir begannen hier die Mission Makere vor drei Jahren; sie ist noch ein kleiner Schwächling. Die britische Regierung zog vor drei Jahren die Eingeborenen in Konzentrationslager zusammen wegen der Tsetsefliege, die hier so stark verbreitet ist. Hunderte und hunderte Eingeborne starben (infolge des Stiches der Fliege) an der Schlafkrankheit. Es gab kein anderes Mittel, als das äußerste, die Leute

in Konzentrationsgebiete zusammenzuziehen und meilenweit rings herum die Bäume zu fällen, um die Gegend von der todbringenden Tsetsefliege zu säubern. Ich habe fünf solcher Konzentrationsgebiete zu betreuen und außerdem ein weites Gebiet, wo Viehzucht treibende Neger ansässig sind. Ich muß daher viel herumreisen, um meine Herde aufzusuchen. Aber es geht gut voran. Viele Eingeborene kommen zum Unterricht, im ganzen ungefähr tausend, und hundertfünfzig sind Katechumenen. Dies ist viel in Anbetracht der Schwierigkeiten, gegen die wir zu kämpfen haben. Die hiesigen Negerstämme lebten bis jetzt in der Wildnis und sahen niemals Weiße, deshalb braucht es viel Zeit, bis sie sich an uns gewöhnen. Trotzdem haben wir schon siebzehn Buschschulen, die alle gut besucht sind. Die Jugend ist unsere Hoffnung für die Zukunft. Die zweite große Schwierigkeit ist die tiefstehende Moral dieser Stämme und die Unbeständigkeit ihrer Ehen; eine Kleinigkeit ist schon Ursache der Scheidung. Aber mit Gottes Hilfe werden diese Zustände bald christlichen Idealen weichen.

„Claver-Korrespondenz“, Salzburg.

Eine gründliche Gewissensforschung (Bamania)

Beim Abendgebet der kleinen Bewahrschulkinder gab die Schwester einige Punkte zu einer kleinen Gewissensforschung an. Alle waren mäuschenstill, und die Schwester dachte: „Was nehmen es meine Kleinen doch heute ernst mit ihrer Besserung.“ Auf einmal ruft der kleine sechsjährige Anton: „Mama — der Josef — da neben mir, hat mir ganz, ganz früher meinen Fisch gestohlen.“

Etwas über unsere Kranken

Schw. M. Thiadildis, Ost-Afrika

Ein stiller Adventstag lag über unserer ganzen Mission. In goldigem Rot schimmerte die ganze Landschaft, als spiegelte sie sich in der herrlich aufgehenden Morgensonne. Gedankenvoll schritt ich zu unserer Dispenserie. Vor dem Häuschen stehen die Kranken in Reih und Glied, vom kleinsten Kind bis zum greisen Mann. Ich wechselte einige Worte mit ihnen, was die Leute gerne haben. Nun gehen die Klagelieder an. Dem einen fehlt es am Gehör, dem andern in den Beinen, oder im Leib, und so werden all die Gebrechen aufgesagt. Einer steht sogar da und will einen Zahn gezogen haben. Es ist Gebrauch bei diesen Leuten, daß sie gerne einen großen Hofstaat mitbringen und von allen bedauert werden. So hat gewöhnlich der Besitzer des kranken Zahnes die Qual, und die Zuschauer die Bemitleidung, was oft höchst interessant ist und einen zum Lachen reizt. Ich öffnete die Türe, da erblickte ich abseits, auf Bananenblättern sitzend, einen jungen Mann, den Kopf in beiden Händen. Ich ging auf ihn zu, ehe ich meine Austeilung der Medizin begann; ich fragte nach seiner Herkunft, und da er eine andere Sprache redete, holte ich mir einen Dolmetscher. So erfuhr ich, daß er sehr weit herkam und die ganze Nacht im Freien schlief, was große Gefahr ist, der wilden Tiere wegen.

Er hatte eine schwere syphilitische Wunde im Rachen, die Zunge war gespalten und auch schon halb schwarz. Ich erwies ihm gleich die ersten Samariterdienste und brachte ihn in eine Herberge. Einige Male gestattete ich ihm während des Tages einen Besuch, und dachte, der arme Mensch wird wohl nicht mehr lange leben; so war es auch. Er willigte ein, getauft zu werden, und so bekam er auch gleich Unterricht. Am folgenden Tag mußte ich geschäftlich nach Babati, und als ich abends heimkam, lag er vor der Hütte, unsere Missionskinder umringten ihn. Mehrmals verlangte er nach mir. Er wollte nur von der „Mama“ getauft sein. Ich erfüllte seinen Wunsch und gab ihm den Namen des Tagesheiligen „Ambrosius“. Sichtlich ein schönes Geschenk vom lieben Himmelsvater, zugleich auch ein schönes Namenstagsgeschenk für eine große Wohltäterin von mir. Hochbeglückt sandte ich ihr die freudige Nachricht über den Ozean. Aus tiefstem Herzensgrund dankte ich dem lieben Gott für den auffallenden Beweis seiner Liebe meiner Wenigkeit gegenüber. Ich war noch nicht fünf Minuten zu Hause, als ein Bote kam und sagte: „Ambrosius ist gestorben.“ Und nun ruht er in Frieden und harret auf unserem stillen Friedhof dem Auferstehungstag entgegen. Dieser fremde Mensch muß einmal was Gutes in seinem Leben getan haben, daß ihm der liebe Gott diese Gnade gab; denn er kam aus einem ganz heidnischen Gebiete.

5

Marianische Aktion, Süd-Afrika

(Fortsetzung)

Von ganzem Herzen empfehle ich die Marianische Aktion und segne sie und alle ihre Mitglieder und Förderer. Jetzt, wo so viele Gegner mit teuflischer List und Gewalt gegen die Kirche Gottes streiten, ist es überaus notwendig, daß die Kinder Gottes sich um Maria als ihre Führerin scharen und tatkräftig und mutig den Kampf gegen die Feinde Gottes und der Kirche aufnehmen. Darum begrüße ich freudigst die Gründung der Marianischen Aktion und wünsche ihr weiteste Verbreitung. Möge Maria, die der Schlange den Kopf zertrat und uns den Erlöser gebar, uns alle zum Siege führen!

Ich danke auch herzlichst für die Zusendung der Zeitschrift, die ich und wir alle immer mit großem Interesse lesen. Ihnen und allen Ihren Mitarbeitern Gottes reichsten Segen für das kommende Jahr wünschend, verbleibe ich

Euer Hochwürden in Chr. ergebener

Thomas Spreiter O. S. B.
Bischof, Apost. Vikar.

Das Marienlied des Ritters

(Fortsetzung)

Ibrahim hatte in ihm den Anführer der Christen erkannt, die wir bekämpften, und warf sich mitten unter die Feinde, um durch den Tod dieses Ritters dem Gesecht ein Ende zu machen und uns den Sieg zu versichern. Ach, ich hätte ihn retten müssen! Er war den Schlägen des Ritters nicht gewachsen. Ibrahim war mehr behende als stark. Wiederholt entwich er den tüchtigen Schlägen seiner Gegenpartei; aber einmal, als er glaubte, einen Schlag auf die Schulter zu vermeiden und sein Schwert in das Herz des Feindes zu stoßen, traf der Ritter ihn so gewaltig, daß er mit gespaltem Haupte in den Sand rollte.

Ich war trostlos über den Verlust meines Freundes. Ja, ich wollte verzweifeln in meinem Schmerz, faßte aber sofort den Entschluß: Ich werde nicht ruhen, ehe ich diesen christlichen Ritter in meiner Macht habe. Um dies zu erreichen, wollte ich alles zum Opfer bringen. Nun vernahm ich, daß er in einem bevorstehenden Gesecht über eine auserlesene Schar Christen den Befehl führen soll, und daß er es versuche, in meinem Lager unter den Soldaten Schrecken und Angst zu verbreiten. Dementsprechend faßte ich meine Pläne. Ich setzte meine schwächsten Truppen in die Mitte, während ich den linken und rechten Flügel mit der ausgesuchtesten Mannschaft und Reiterei besetzte. Der mittleren Abteilung gab ich den Befehl, vor der Schar des Ritters zurückzuweichen, und den beiden Abteilungen links und rechts befahl ich, sofort der Mitte zuzuschwenken, den Ritter zu verfolgen und ihn einzuschließen.

Mein Plan gelang ganz nach Wunsch. Ritter Artur brach durch die Mitte meines Heeres, sah sich aber unerwartet von den Seinigen verdrängt, vom Pferd geworfen und in Ketten geschlagen. Kurz nach diesem Fang schloß ich mit Graf Boudevijn Frieden, denn die Kraft meines Geistes war durch den Tod meines Freundes gebrochen, und ich bedurfte der Ruhe. Die vorzüglichste Beute meiner Wut hatte ich ja in meiner Macht.

Anfangs ließ ich meinen gefangenen Ritter auf allerlei Weise foltern, aber es war, als spottete er meiner Versuche. In der schmerzlichsten Marter sang er mit voller Kraft zur Ehre seines Gottes und der Jungfrau Maria. Daraufhin entschloß ich mich, ihn in engster Gefangenschaft zu halten, weil ich aus seinen Worten gut herausfinden konnte, daß er nur nach dem Martertum oder der Freiheit sich sehnte. So sollte er weder das eine noch das andere erreichen.

Nun, mein Sohn, ich werde alt, meine Kräfte verlassen mich immer mehr und mehr, bald wird mich der Tod mit meinem Freund vereinigen. Von jetzt an übergebe ich dir den Ritter. Du

sollst über ihn wachen; wenn es nötig ist, ihn strafen und ihn foltern und ihn dem Schatten meines Freundes opfern."

"Nein, Vater, diesen Auftrag hätte ich lieber nicht", antwortete sein Sohn.

"Ich will es, ich gebiete es dir; ich verfluche dich, wenn du mir nicht gehorchst."

"Vater, du könntest es vielleicht bereuen, den Gefangenen in meine Macht gegeben zu haben."

"Du hast mich verstanden! Folge mir, denn ich bin ermüdet."

Beide begaben sich in die Gemächer des Mehemed. Er gab seinem Sohn die Schlüssel des Gefängnisses, indem er sprach: "Drücke erst mit dem Finger in die Öffnung des Schlosses. Durch diesen Druck springt ein inneres Plättchen auf, das das Schlüsselloch verborgen hält. Dann kannst du den Schlüssel hineinstecken. Morgen werde ich selbst einmal mitgehen." —

"Wie du willst, Vater, aber . . ." — "Geh' jetzt und laß mich in Ruhe!"

Der junge Mehemed verließ das Gemach seines Vaters und begab sich in den Garten.

"Mein Vater hält den Ritter gefangen", dachte er, "das streitet mit der Lehre Mohammeds, die dahin lautet, daß man die Christen ausrotten soll. Der Ritter hatte in Tapferkeit seinen Feind geschlagen. Das verdient eigentlich Ehrfurcht und Bewunderung, aber keine lebenslange Gefängnisstrafe." Eine Zeitlang ging der junge Mehemed denkend und sinnend auf und ab. Gefängniswärter zu sein, das schien ihm zu niedrig, zu entehrend. "Lieber streite ich mit dem Ritter auf offenem Feld, als daß er mich als seinen Henker verflucht!" rief er aus. Aber dann stand wieder das Bild seines erzürnten Vaters vor ihm. Er fürchtete sich, den Fluch über sich aussprechen zu hören. Lange dauerte dieser innere Streit. Am Ende faßte er aber doch den Entschluß, den Ritter zu befreien. Er begab sich zum Kerker, in welchem Ritter Artur bereits einen ruhigen Schlaf genoß. Er öffnete die Türe nach der Angabe seines Vaters und blieb eine Weile am Eingang stehen. Es war eine tiefe Felsenhöhle, in welcher der Ritter bereits zehn Jahre zugebracht hatte. Durch eine Felsenspalte warf der Mond einen matten Strahl und gab Mehemed die Gelegenheit, alles genau zu verfolgen. Von allen Seiten sah er steile Felsenwände, die zu einer seltenen Höhe stiegen und sich da zusammenschlossen. In diesem natürlichen Gewölbe war eine Öffnung angebracht, durch welche man täglich an einem Seile Brot und Wasser dem Gefangenen zukommen ließ. Auf einem harten Stein in einer Ecke lag der Ritter im Schlafe.

Nachdem Mehemed mit einem flüchtigen Blick das Gefängnis in Augenschein genommen hatte, rief er mit lauter Stimme:

"Ritter, Ritter Artur!"

Der Ritter erwachte. „Wer bist du?“ rief er. „Der Sohn des Mehemed Ali. Mein Vater hat dein Los in meine Hände gelegt. Du bist frei!“

„Frei? Ist das Wahrheit?“

„Ich schwöre es dir, du bist frei, geh hin, wohin du willst! Siehe, die Türe des Kerkers ist offen!“

„Träume ich? Soll das möglich sein? Ich, frei sein? O Maria, wer auf dich vertraut, hat auf festen Grund gebaut.“ Die Augen voll Tränen, fiel der Ritter auf seine Knie.

„Ritter Artur, eile!“

„Aber, wer bist du, Retter meines Lebens, edler Mensch? Nenne mir deinen Namen, ich werde jeden Tag in meinen Gebeten deiner gedenken.“

„Ich bin Mehemed, der Sohn von Mehemed Ali, und sein einziges Kind.“

Ritter, gehe! Schon dämmert das Morgenlicht. Denke an mich! Ich will kein Gefängniswärter sein; obwohl ich deinen Glauben bewundere, bist du als Christ unser Gegner und dazu noch der persönliche Feind meines Vaters. Darum möchte ich dich in einem ehrlichen Kampfe auf dem Schlachtfeld besiegen. Gehe!“

„Jüngling, ich werde für dich beten!!“

„Ritter, ich werde dich töten! Gehe nun, die Zeit eilt! Wir werden uns wiedersehen.“

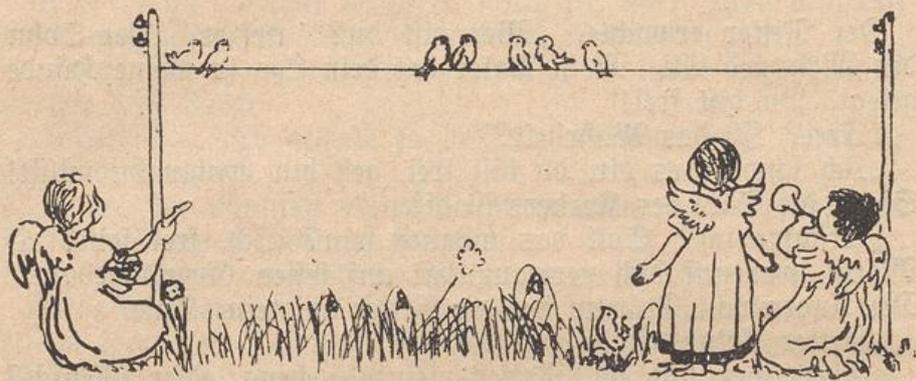
Noch einmal warf sich der Ritter auf die Knie und betete in einer ausgesprochenen Verzückung das „Ave Maria“. Dann stand er schnell auf und verließ den Kerker. Bald war er außer dem Bereich des Schlosses, begleitet von dem jungen Mehemed auf dem Weg nach Edessa. Der Jüngling ging eine Strecke mit, dann ging er in einer ängstlichen Gemütsverfassung zurück. Er hatte seinem Mitleidsgefühl nachgegeben. Was aber wird er von dem Zorn seines Vaters zu erwarten haben? Hestig pochte sein Herz, als er in die Festung eintrat. Wie erschrak er, als er seinen Vater mit dem blanken Schwert in der Hand drohend stehen sah!

Der junge Mehemed begriff, daß alles schon bekannt war. Der Gefängniswärter hatte Geräusch gehört und seinen Vater gewarnt. Der tapfere Jüngling faßte sich jedoch schnell, trat direkt zu seinem Vater und sprach:

„Ich habe dir gesagt, Vater, daß ich kein Gefängniswärter sein will. Töte deinen Sohn, wenn du das kannst.“

Das Wort „Sohn“ traf den Alten, die Natur siegte. Der Vater konnte sein Kind nicht töten. Rasend wirft er das Schwert weg, und in wilder Wut ergriff er den Jüngling und schleifte ihn an den Haaren zu dem Felsenkerker. Hier gab er den Befehl, ihn bis aufs Blut zu geißeln.

(Fortf. folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

Ss war ein düsterer, regnerischer Tag. Schwester Blanka mußte zu den Kranken und dachte, ich gehe mitten durch die Sisalfelder, dann komme ich schneller an. Die Fasern von dieser Sisalpflanze liefern Hanf, aus welchem unter anderm auch Seile gemacht werden. Solche Felder gibt es in Amerika, in Indien und auch hier in Ostafrika, wo unsere Schwestern arbeiten. Also mitten durch ein solches Feld war unsere Schwester Blanka gewandert. Der Hund vom Kloster war mitgelaufen und schnüffelte hier und dort, denn er war sehr arg aus auf Wild. Plötzlich fing er an gewaltig zu bellen, als stände er vor einem Feind. Erschrocken blieb Schwester Blanka stehen — und was sieht sie? Zwei Schritte vor ihr eine riesengroße Schlange, die sich aufgerichtet hatte, bereit zum Kampfe! Auf das heftige Bellen des Hundes hin duckte sich die Schlange und verbarg sich hinter einem Sisalstrauch. Die Schwester merkte sich gut die Stelle und lief eilends zurück, um ein paar schwarze Mädchen zu holen.

Ja, sie hatten ja Mut und prahlten, daß sie diese Schlange wohl aus der Welt schaffen können. Mit einem langen Besenstiel traten sie auf das Kampffeld. Ja, wahrhaftig! Die Schlange lag noch da und rührte sich nicht. Nun still darauf los!... Was eine prachtvolle Haut!..., aber vom Kopfe war nichts zu sehen. Dieser war im aufgerollten Leib versteckt und in Sicherheit gebracht. „Kommt, schlagt darauf los!“ sagte Schwester Blanka, die es selbst nicht tun wollte, denn die Schwarzen sind darin viel behender. Aber, wo war der Mut geblieben? Keine wagte es, die Schlange anzurühren. „Die Schlange beißt uns, sie macht uns tot!“ riefen die Mädchen und wichen zurück.

Nur ein Mädchen hatte Mut genug. Fest entschlossen nahm sie den Stock und brachte der Schlange einen so geschickten

Schlag bei, daß sie bewußtlos wurde. Nun war es nicht mehr schwer, sie ganz zu erlegen. Sie war wenigstens 3 Meter lang. Die großen Schlangen sind nicht immer die gefährlichsten. Schwarze, gelbe, grüne und gefleckte, die sind viel bösertiger. In der vorigen Nummer haben wir von der schwarzen Mamba etwas erzählt. Durch auffallenden Schutz Gottes sind wir bis jetzt nach 54jähriger Tätigkeit in der Mission von Schlangenbissen geschützt worden. Es scheint, daß das kostbare Blut und die himmlische Mutter uns besonders beschützen.



Ein andächtiges Kleeblatt (Photo: Archiv)

Ihr wißt, meine lieben Kinder, daß es eine noch viel böserte Schlange gibt, vor der wir uns alle, ob in Europa oder in Afrika, oder in irgendeinem anderen Weltteil, hüten müssen. Es ist der böse Feind, der den Menschen zur Sünde verleiten will. Drum, vergeßt nicht, die liebe Mutter Gottes jeden Tag anzurufen und sich ihr anzuempfehlen. Ein Marienkind geht nie verloren.

3

Als ein spanischer General, der später Minister wurde, bedenklich krank war, mahnte ihn sein Beichtvater unter anderem auch, er möge seinen Feinden verzeihen. „Ich habe keine, Hochwürden!“ sagte der Kranke schwer atmend. Aber der Geistliche gab sich nicht damit zufrieden. — „Bedenken Sie sich einmal“, sagte er, „selbst der beste Mensch hat Feinde.“ Da richtete sich der Sterbende voll Empörung auf und rief: „Ich sage Ihnen aber, daß ich die Wahrheit sage, ich habe keine Feinde; ich habe sie alle erschießen lassen.“

Besinnliches

Man darf nicht glauben, daß der Grund unserer Fehler immer äußern Ursachen, wie Krankheit, Bitterung und dergleichen zuzuschreiben sei, sondern rechnen wir diesen Fall einfach unserer Unvollkommenheit zu, ohne uns indessen dadurch zu entmutigen. Es gibt keinen Künstler, der seine Werke nicht gern loben hört. Der göttliche Werkmeister der Seelen freut sich, wenn man sich nicht bei dem Äußern seiner Werke aufhält, sondern wenn man bis ins innerste Heiligtum hinein, das er sich zur Wohnung erkor, vordringt und dessen Schönheit bewundert.

R

Herzlichen Dank

allen unsern Wohltätern, Abonnenten und Abonnentinnen für die im verfloffenen Monat eingesandten Beiträge. Doppelt dankbar für pünktliche und treue Einsendung in dieser Zeit, versichern wir Sie des besonderen Einschlusses in unser und der Kinder Gebet. Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:

1. An einem beliebigen Tage des Monates; 2. Mariä Himmelfahrt oder an einem beliebigen Tage innerhalb der Oktav.

Goldkorn

Wie der Wein des Menschen Herz erfreut, ja oft auch die Sinne berauscht, so entstammt dem köstlichen himmlischen Weine, den uns der Sohn Gottes in seinem heiligen Blute gemischt, oft auch eine geistige Trunkenheit, ein Frohlocken und Jubeln in Gott. Viel Licht geht der Seele auf über die Liebe und Güte Gottes, sie kostet diese Liebe, sie ergeht sich mit Staunen in dem Werke der Erlösung, in dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi, und ihr wiederholter Ausruf ist: „O Gott, wie gut bist du, wie gut der Seele, die dich sucht, dich empfängt!“
P. J. Schneider.

Gebetserhörungen

Innigen Dank der unbefleckt empfangenen Gottesmutter von Lourdes und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für auffallende Genesung einer schwerkranken Nichte, deren Zustand hoffnungslos war.
Schw. M. Z., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Das Totenglöcklein

Gedenket unserer lieben heimgegangenen Abonnenten und Wohltäter, des hochw. Herrn Pfarrers i. R. L. Hermanns, Freialdenhofen; Fräulein Lehrerin Wycick, Janschen, O.-Schles.; Frau Heinen und Frau Boden, beide aus Solingen.

Herr, gib ihnen allen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen, laß sie ruhen in Frieden! 300 Tage Ablass.

Herausgegeben von den Missionschwestern vom kostbaren Blute
Schriftleitung: Lucie Buzan (Schw. M. Editha), Neuenbeken b. Paderborn
Druck B. Kühlen Kunst- u. Verlagsanstalt M. Stabach, Verleger u. Drucker des Hl. Apost. Stuhles